

Predigt im Gottesdienst am 20. Sonntag n. Trinitatis,
dem 29. Oktober 2006, um 10.00 Uhr
in der Christuskirche Düren

von *Dirk Chr. Siedler*

Liebe Gemeinde,

am vergangenen Samstag standen Susanne Rössler und ich zusammen mit 180 anderen Dürern vor einer Gaststätte, in der Neo-Nazis ihr „Erntedankfest“ feierten, unbehelligt und von der Polizei beschützt, zum dritten Mal in diesem Jahr versammelten sich Neonazis in unserer Stadt. Wir protestierten friedlich mit einer Demonstration und Kundgebung dagegen. Es waren fast mehr Polizisten da als Demonstranten. Wir sahen keine offiziellen Vertreter des Kreises oder der Stadt, die dem Ratsbeschluss: „Düren hat keinen Platz für alte und neue Nazis“ Ausdruck gegeben hätten. Als die Polizei später kommende Neonazis durch die Reihen der Demonstranten in die Gaststätte eskortierten, kam es zu einer Rangelei und der Einkesselung einiger Demonstranten. Um die Lage zu deeskalieren und zu klären wie die Demonstration weitergehen kann, versuchten die Veranstalter die Einsatzleitung zu erreichen. 40 Minuten war kein Einsatzleiter der Polizei zu erreichen. Die Veranstalter mussten daraufhin die Demonstration beenden. In den Zeitungen wird die Rangelei zur Gewalt aufgespielt, über das Abtauchen der verantwortlichen Einsatzleitung wird gar nicht berichtet und auch der Skandal, dass eine große demokratische Parteien sich gar nicht beteiligte, scheint ebenso wenig der Berichterstattung wert.

Nun kann man ihnen allen sicherlich keine Sympathien für die Nazis unterstellen. Aber viele Menschen haben Angst davor, sich mit Gruppen zusammentun, mit denen man sonst nichts zu tun haben will. Der Kampf gegen rechts fordert nun aber ein breites Bündnis. Das haben gerade die erkannt, die vor der Gaststätte ihre eigene Hilflosigkeit erfahren mussten: Da können in aller Öffentlichkeit Neo-Nazis in unserer Stadt – keine 500 Meter von unserer Kirche entfernt – sich versammeln und feiern. Gleichzeitig werden unsere Briefkästen mit nazistischer Propaganda vollgestopft, die die Ängste in der Bevölkerung weiter schürt und gegen Minderheiten lenkt. Sicher, es gibt Ängste, wirtschaftliche Fehlentwicklungen, Ungerechtigkeit, Arroganz der Macht, Kindern und Jugendlichen wird immer weniger eine Perspektive eröffnet. Wir als Gemeinde haben oft genug dagegen protestiert und gemeinsam mit der Stadt und dem Kreis nach Wegen gesucht, miteinander Möglichkeiten auszuloten doch etwas anzubieten.

Das habe ich im Geschichtsunterricht gelernt: Die Nazis und Hitler haben im Volk so viel Zustimmung und Unterstützung erfahren, weil sich die Parteien der Mitte, Sozialdemokraten und Kommunisten nicht gegen die Nationalsozialisten zusammen tun konnten. Auch unsere Gemeinde stand zu Beginn der Nazi-Zeit eindeutig auf Seiten des Nationalsozialismus. Von der Kanzel der Vorgängerkirche wurde in Nazi-Uniform gepredigt, auch wenn es mit Wilhelm Wester und anderen eine starke Minderheit gegen diese Ideologie innerhalb unserer Gemeinde gab. Wenn wir eines zu lernen haben, dann doch dies, dass wir gegen Gruppen, die nationales vergötzen und Minderheiten ausgrenzen, im Namen Christi protestieren und Widerstand leisten. Als Christinnen und Christen sollten wir auch keine Ressentiments haben uns mit Gruppen zusammensetzen, die in vielen anderen Fragen nicht unserer Meinung sind.

Unser heutiger Predigttext mutet uns nun einen großen Sprung zu an einen weit entfernten Ort und in eine lange vergangene Zeit: in die kleine frühchristliche Gemeinde in Korinth, einer Welt- und Handelsstadt, die wir heute kosmopolitisch nennen würden. Sie war eine moderne Stadt, nicht einmal hundert Jahren zuvor von Julius Cäsar gegründet. Zuerst lebten dort freigelassene Sklaven und römische Kriegsveteranen, also einfache Menschen, die etwas Neues anfangen wollten. Das Besondere an Korinth war seine Lage am Isthmus. Korinth wurde Dreh- und Angelpunkt der verschiedenen Verkehrswege auf dem Land und zu Wasser. Viele

Reisende kamen in die Stadt.

So gemischt wie das Volk, das sich in Korinth zusammenfindet, so vielfältig ist auch die christliche Gemeinde, der Paulus mehrere Briefe geschrieben hat. Zur Gemeinde in Korinth gehören Sklaven und Freigelassene, Hafen- und Lohnarbeiter, Matrosen und Handwerker. In der christlichen Gemeinde finden ganz verschiedene soziale Gruppen zusammen – im Gegensatz zu den anderen Kulturen in Korinth, die sonst fein säuberlich nach Berufsgruppen und sozialen Schichten getrennt sind. Aber das Zusammenleben von einfachen und gebildeten Menschen, von Lohnarbeitern und Wohlhabenden war schon damals in Korinth nicht konfliktfrei. Es wird viel gestritten über die Art und Weise wie sie als Christen in der Welt leben sollen: Sollen die Männer heiraten oder lieber ohne Frauen leben? Diese und manch andere Frage bewegen die Gemeinde. Die meisten Fragen haben sich für uns heute erübrigt. Uns bewegen andere Fragen.

Also schon damals: Verschiedene Meinungen in der Gemeinde, Unsicherheit darüber, wie sie inmitten der pluralen Gesellschaft als Christinnen und Christen leben? Wie kann die Gemeinde Zeitgenossenschaft üben? Paulus schreibt:

*Das sage ich aber, liebe Brüder: Die Zeit ist kurz.
Fortan sollen auch die, die Frauen haben, sein, als hätten sie keine;
und die weinen, als weinten sie nicht;
und die sich freuen, als freuten sie sich nicht;
und die kaufen, als behielten sie es nicht;
und die diese Welt gebrauchen, als brauchten sie sie nicht.
Denn das Wesen dieser Welt vergeht.*

1. Korinther 7,29-31

Ich stelle mir die Gemeinde in Korinth vor, der gerade dieser Abschnitt vorgelesen wurde: Matrosen, die sich weit weg von ihren Ehefrauen auf einen Zwischenstopp in Korinth in den einschlägigen Vierteln amüsieren, haben Frauen als hätten sie keine; die Trauernden, die um einen verstorbenen Angehörigen weinen, weil sie noch immer nicht zur Ruhe gekommen sind, fragen sich, ob sie denn noch trauern sollen? Die Kaufleute sollen kaufen ohne zu behalten? So kann die Wirtschaft nicht florieren! So können sie nicht leben und auch nicht andere beschäftigen. Schließlich: Diese Welt gebrauchen, „als brauchten wir sie nicht“? Sind und bleiben wir nicht auf diese Welt angewiesen? „Brauchen“ ihr Wasser, ihre Luft zum Leben, ihre Landschaften, die Erträge ihrer Böden? Können wir dem, was Menschen bewegt tatsächlich so distanziert, fast gleichgültig, gegenüber stehen, wie es Paulus hier beschreibt: „weinen, als weinten sie nicht“, „freuen, als freuten sie sich nicht“? Also doch: Christen sollen in einer religiösen Sonderwelt leben und nichts mit den Fragen und Konflikten unserer Zeit, unserer Gesellschaft zu tun kriegen? Christsein ist also doch nichts für die Niederungen unseres Alltags? Wenn dies tatsächlich so wäre, dann müssten wir wohl die ganze diakonische Arbeit unserer Gemeinde einstellen, uns aus der Beratung von Arbeitslosen, Überschuldeten, Asylsuchenden, perspektivlosen Jugendlichen, aus der Vielfalt unserer gesellschaftlichen Bezüge zurückziehen; denn in dieser Arbeit üben wir als Gemeinde ja gerade Teilhabe am Weinen und Freuen, am Sorgen der Menschen am Rande unserer Gesellschaft.

Das kann nun kaum sein, also schauen wir noch einmal in den Text: Die Aufforderungen des Paulus sind von zwei wichtigen Sätzen umrahmt, die die Voraussetzungen benennen: „Die Zeit ist kurz.“ Paulus schrieb an die Gemeinde in Korinth in der Erwartung der nahen Wiederkehr des auferstandenen Jesus und dem schon bald anbrechenden Gottesreich. Die frühen Christen meinten, sie würden noch zu ihren Lebzeiten Jesus wiedersehen und die Vollendung des Gottesreiches erleben; denn angebrochen war es ja schon in Jesus, das hatten sie erlebt: „Die Zeit ist kurz“, man könnte auch übersetzen „zusammengedrängt“ oder „dicht“. Auch wenn die Naherwartung des Paulus und der ersten Christen enttäuscht wurde, so bleibt doch,

dass wir Christen in einem besonderen Verhältnis zur Zeit leben, dass wir unsere Lebenszeit als endlich erfahren und gleichzeitig als gefüllt mit Möglichkeiten, die über unser Leben hinausgreifen, dass unser Leben umfassen ist von der Liebe Gottes, wie sie Jesus gegenüber so vielen Menschen, Armen, Kranken, gelebt hat. Jesus bleibt der Welt als Auferstandener nahe. Lassen wir Jesus in unsere Welt hinein, lassen wir uns von ihm rufen, so steht alles, was uns vertraut und selbstverständlich erscheint, in Frage. Paulus schreibt: „Das Wesen der Welt vergeht“, übersetzt Luther. Im griechischen Text steht *schäma*, das „Schema“ der Welt, die festgefügt Ordnungen, die wir machen, werden vergehen, auseinanderbrechen, wenn wir Jesus nachfolgen. Womöglich zerbrechen dann auch die Abgrenzungen in unseren Köpfen, die uns hindern auch mit denen in einem zentralen Punkt gemeinsam zu agieren, mit denen wir uns sonst in vielen Dingen unterscheiden.

Wir haben den Ruf Jesu vorhin in der Schriftlesung gehört: die Gebote Gottes halten, seine Hinwendung zu den Menschen am Rande, nach einer Gerechtigkeit streben, die den Menschen als Persönlichkeit mit seiner eigenen Lebensgeschichte und Not im Blick hat. Dazu ruft uns Jesus. Er stellt uns Christen auch in die Tradition der Thora und der jüdischen Propheten: „nicht der kleinste Buchstabe noch ein Tüpfelchen sollen vergehen“! Aber wir müssen es in unsere Situation hinein auslegen. Den Sinn für unsere Gegenwart erfassen.

Christen leben inmitten der Welt,
ohne sich in ihr zu verlieren.

Christen leben in ihrer Zeit – gedrängt ist sie –
ohne in ihr aufzugehen.

Christen haben Frauen, wie Männer Frauen haben,
und Christinnen haben Männer, wie Frauen Männer haben:

Sie respektieren und achten und lieben einander mit Haut und Haar,
aber sie sind realistisch und sehen im anderen nicht einen Held ohne Fehl und Tadel.

Christen weinen mit den Weinenden, die um Verlorenes trauern,
ahnen aber, dass das Verlorene schon längst aufgehoben ist,
dort wo alles in allem eins werden wird.

Christen freuen sich mit den Lachenden
und freuen sich an den Gaben von Gottes guter Schöpfung
ohne in den Dingen der Welt ihre Rettung und ihr Heil zu sehen.

Christen bedienen sich der Welt ohne ihre christliche Freiheit an sie zu verlieren.

In aller Freiheit stehen wir Christen inmitten der Auseinandersetzungen und Diskussionen unserer pluralen Gesellschaft, lassen uns von Jesus in seine Nachfolge rufen. Durch *seine* Hinwendung zu den Menschen am Rande, seine Gerechtigkeit, sehen auch wir die Welt mit anderen Augen. Wir leben als Christen inmitten der Schemata der von uns gemachten Strukturen der Welt, aber wir gehen in ihnen nicht auf. Für uns Christen bleiben sie hinterfragbar, revidierbar. Wir können uns auch mit Menschen zusammentun, Grenzen überschreiten, die sonst fest stehen. Einige Verse vor unserem Text schreibt Paulus: „Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten. Alles ist mir erlaubt, aber es soll mich nichts gefangen nehmen.“ Sich nicht gefangen nehmen zu lassen von den gesellschaftlichen Strukturen, den eigenen Erfahrungen, auch der eigenen persönlichen Lebensgeschichte, den Verletzungen, die mir einmal zugefügt worden sind, und die mich immer noch hindern auf einen Menschen zuzugehen. Ob eine Orientierung an Jesus mir helfen kann, meine Lebenswirklichkeit offen zu halten für die neuen Erfahrungen, die Gott mit mir vorhat, für die Wirklichkeit Gottes mitten in meinem Leben? Jesus will der Mittler sein zwischen diesen beiden Wirklichkeiten. Beides: unser Leben mit seinen Sorgen und Nöten und nötigen Kämpfen und Gottes Verheißungen der Wegbegleitung, Stärkung und Ermutigung finden im Abendmahl zueinander. An den Tisch Jesu

ist jede und jeder eingeladen, der Jesus nachfolgen möchte, der sich von ihm rufen und einladen lässt zu einer Gemeinschaft, die offen bleibt für Menschen mit ganz verschiedenen Lebensgeschichten. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere menschliche Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Predigtlied

EG 153,1-5 Der Himmel, der ist

Kontakt:

Email: DC.Siedler@web.de

Tel. 02421/50 26 40